

## Werk

**Titel:** Neue Untersuchungen zum Hebräerbrief

**Autor:** Burggaller, E.

**Ort:** Tübingen

**Jahr:** 1910

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?490492916\\_1910\\_0013](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?490492916_1910_0013) | log88

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## Neue Untersuchungen zum Hebräerbrief<sup>1</sup>.

### I.

Zu den Schriften des N. T., bei denen die Arbeit der Wissenschaft zu keiner Annäherung der Resultate zu führen scheint, gehört vor allem auch der Hebräerbrief. Bei ihm kommt zu den Fragen nach Verfasser und Leserkreis, nach Abfassungszeit und Entstehungsort noch ein weiteres Problem, das literarische, hinzu. Vor mehr denn 100 Jahren schon hat J. Berger in der Göttingischen Bibliothek der neuesten theologischen Literatur hrsg. von Schleusner und Stäudlin (3 Bd. 1797) eine Abhandlung, in der er den Hebr. eine Homilie nennt, veröffentlicht. Auch sonst ist der Zweifel an seinem ursprünglichen Briefcharakter hier und da ausgesprochen worden. Aber erst in neuerer Zeit ist die Frage, ob diese neutestamentliche Schrift noch ein Brief zu nennen sei, genauer untersucht worden. Schon v. Soden meinte 1890 (in K. Hand-

<sup>1</sup> Vgl. WREDE, W., Das literarische Rätsel des Hebräerbriefes (in: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, hrsg. v. Bousset und Gunkel). Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1906. M. 2.60. — BURGALLER, E., Das literarische Problem des Hebräerbriefes, Ztschr. f. nt. Wissensch. u. d. Kunde des Urchristentums, Jahrg. 1907, S. 110 ff. — PERDELWITZ, R., Das literarische Problem des Hebräerbriefes, ebenda Jahrg. 1910, S. 59 und 105. — WEISS, B., Der Hebräerbrief in zeitgeschichtl. Beleuchtung (in Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur v. Harnack und Schmidt). Leipzig, Hinrichs, 1910. M. 3.50. — DIBELIUS, FR., Der Verf. des Hebräerbriefes. Eine Untersuchung zur Geschichte des Urchristentums. Straßburg, Heitz, 1910. M. 2.50. — ENDEMANN, K., Ueber den Verfasser des Hebräerbriefes, Neue Kirchl. Zeitschr., Jahrg. 1910. S. 102 ff.

komm. zum Neuen Testament, 3. Band, 2. Abt.), daß Hebr. nach den Regeln der griechischen Rhetorik aufgebaut sei. Er sei „weniger als Brief gedacht und aufgesetzt, denn als ein schriftlicher Vortrag, vielleicht ein, wenn auch über das Maß mündlicher Rede hinausgehendes Beispiel für die Art von Vorträgen, wie sie in den christlichen Versammlungen (wenigstens Roms) von hervorragenden Männern schon damals unter Umständen zu hören waren“. Von hier aus war nur noch ein kleiner Schritt bis zur Behauptung, daß uns im Hebr. eine niedergeschriebene Predigt aus dem ersten christlichen Jahrhundert überliefert worden ist. Sie ist in jüngster Zeit mehrere Male ausgesprochen worden.

Ehe wir uns den Gründen, mit denen sie gestützt wird, zuwenden, verweilen wir einen Augenblick bei der Frage, welcher Wert den Untersuchungen über den literarischen Charakter des Hebr. für die Kunde des Urchristentums zukommt? Sie scheinen nur eine untergeordnete Bedeutung zu haben. Sind sie nicht vielleicht ganz überflüssig? In der Tat wird es doch auch hier gelten, daß der Inhalt wichtiger ist als die Form. Wo die Anschauungen, die in einer Schrift des Urchristentums geäußert werden, wurzeln, wie weit sie aus dem neuen Geiste geboren sind, oder was an ihnen aus den alten religiösen Vorstellungen entnommen ist, das muß in so überragender Weise unser Interesse in Anspruch nehmen, daß die Frage, ob sie uns in einem wirklichen oder fingierten Briefe oder in der nachträglichen Niederschrift einer Rede geboten werden, darüber völlig in den Hintergrund tritt. Und doch ist sie nicht ganz so bedeutungslos, wie sie erscheint. Wir sehen davon ab, daß sich die wissenschaftliche Forschung auch durch die größere oder geringere Wichtigkeit eines Problems keine Grenze ziehen läßt. Die Abweichungen des Hebr. von der uns sonst bekannten Form der neutestamentlichen Briefe, das Fehlen des Eingangs, der kunstvolle Aufbau mit seinem Wechsel von theoretischer Erörterung und Ermahnung und seinen Unterbrechungen, die lose Anfügung von c. XIII werden immer wieder zu der Frage drängen, ob uns in ihm ein

wirklicher Brief vorliegt oder ob die Tradition den ursprünglichen Sachverhalt getrübt hat. Aber ich meine, daß sie ein anderes Gesicht gewinnt und aus dem Rahmen einer nebensächlichen Geringfügigkeit heraustritt, sobald wir sie in einen größeren Zusammenhang stellen: wie weit sind die neutestamentlichen Schriften überhaupt literarische Produkte im eigentlichen Sinne des Worts? Und was folgt daraus, wenn wir sie als den Niederschlag einer gewaltigen geistigen Bewegung, die vor allem in einer unermesslichen mündlichen Wirksamkeit ihre Kraft bewährte, anzusehen uns gewöhnen? Ist es zu viel gesagt, wenn wir meinen, daß der neutestamentlichen Wissenschaft vielleicht nicht gerade neue Bahnen geöffnet, aber doch der Schlüssel zu manchem noch unge lösten Rätsel gegeben würde, wenn sie dem Verhältnis von mündlicher Tätigkeit in jenem Zeitalter zu der literarischen Produktion erhöhte Aufmerksamkeit schenken würde? Die Untersuchungen über den literarischen Charakter des Hebr. sind ein Anfang dazu. Sie werden von selbst dazu weiterführen, den Spuren jener Wirksamkeit durch Wort und Rede, soweit sie in den uns überlieferten Schriften des Neuen Testaments bemerkbar sind, nachzugehen.

WREDE hat selbst seine Hypothese über den Hebräerbrief in zwei kurzen Sätzen zusammengefaßt: 1. Der Hebräerbrief ist überhaupt kein wirklicher, an ein begrenztes Publikum gerichteter Brief. 2. Durch seinen Schluß will er sich jedoch als einen Brief des Paulus geben und zwar als einen Gefangenschaftsbrief. — Das Fehlen der Grußüberschrift hat den Auslegern von jeher viel Schwierigkeiten bereitet. Man hat auf die verschiedenste Weise versucht, sich ihren Verlust zu erklären. Es braucht auch nicht geleugnet zu werden, daß mannigfache Möglichkeiten dafür vorhanden sind, daß die ursprünglich vorhandene Einleitung des Briefes im Laufe der Zeit abhanden gekommen ist. Daß sie als unwesentlich bei der Abschriftnahme weggelassen, daß ein besonderes Begleitschreiben dem „Briefe“ beigegeben worden sei,

daß der Verfasser Grund gehabt habe, sich nicht als Absender zu verraten u. a. — das sind Erklärungen, die nicht als völlig unmöglich zu bezeichnen sein werden. Aber darin hat WR. recht, daß sie nur aus einer Voraussetzung oder richtiger aus einem Vorurteil geboren sind. Man nimmt die Tradition als das Sichere an, es liege uns ein aus einem bestimmtem Anlaß an eine bestimmte Gemeinde oder einen Kreis von Gemeinden gerichtetes Schreiben vor; und von dieser Annahme aus wird nach dem Grunde gesucht, warum es sich am Anfang so gar nicht als Brief gebe. Denken wir uns, es lese jemand die Schrift, ohne Kenntnis davon zu haben, als was sie in der Ueberlieferung bezeichnet worden ist, so würde er unzweifelhaft, bevor er bei den letzten Zeilen angelangt ist, gar nicht auf den Gedanken kommen, daß er einen Brief vor sich hat. Erst 13 19; 22—24 können so aufgefaßt werden, als sollte der Anschein erweckt werden, daß ein von den Lesern augenblicklich räumlich Entfernter ihnen die vorhergehende Abhandlung übersandt habe.

Ich glaube, daß WR. hier ganz richtig beobachtet hat, und ich stimme ihm auch darin bei, daß alle jene Gründe, die das Fehlen des Eingangs erklären wollen, so sehr ihre Möglichkeit auch nicht zu bestreiten ist, doch wenig Wahrscheinlichkeit an sich tragen. Dagegen sind mir seine weiteren Folgerungen unannehmbar. Er redet von einem „pseudopaulinischen Charakter des Schlusses“. Seine Meinung ist, daß ein christlicher Lehrer eine Abhandlung abgefaßt habe, aber erst ganz zum Schlusse auf den Gedanken gekommen sei, ihr, um ihr besseren Eingang zu verschaffen, einige Andeutungen, die sie als einen paulinischen Brief erkennen lassen sollten, hinzuzufügen. Aber wie dürftig sind diese Andeutungen und wie wenig weisen sie gerade auf Paulus hin! Wie ungeschickt hat sich dann jener Mann, der seine Arbeit als paulinische in die Welt hinaussenden wollte, benommen! Es ist zweifellos falsch, unsere heutigen Anschauungen über Pseudonymität in jene Zeit zu übertragen, und die oft gehörte Trivialität, man dürfe den ersten Christen und den Schrift-

stellern des Neuen Testaments nicht solche Unwahrhaftigkeit zutrauen, daß sie ihre Werke unter einem falschen oder erdachten Namen ausgehen lassen wollten, ist etwas völlig Verkehrtes. Aber gerade darum geht es auch nicht, ihnen eine zarte Vorsicht anzudichten, wie sie jener Mann besessen haben müßte, der seine Abhandlung gern als aus des Apostels Feder stammend hinstellen wollte, es aber doch nicht gewagt hat, dies deutlicher und massiver zu tun, als indem er von Timotheus und „Brüdern aus Italien“ sprach. Dazu kommt, daß WR. dem Schlusse des Hebr. gegenüber in denselben Fehler verfällt, den er seinen Vorgängern zum Vorwurf macht, wenn sie, statt den Eingang der Schrift, so wie wir ihn haben, anzunehmen, allerlei von einer verloren gegangenen Einleitung zu erzählen wissen, die doch niemand gesehen hat. Es will mir scheinen, als ob er seiner fertigen Hypothese zuliebe seine am Anfang ganz richtig angewendete Methode, die er auch sonst in seinen wissenschaftlichen Arbeiten befolgt hat, selbst im Stiche gelassen habe. So wenig es angeht, den Briefcharakter von Hebr. festzuhalten, indem mit irgend einer verlorenen Grußüberschrift operiert wird, so wenig ist es auch richtig, diesen Briefcharakter bestreiten zu wollen, indem alle die Stellen, die ihn zu tragen scheinen, abgestrichen werden. Wenn PERDELWITZ (a. a. O. S. 60) demgegenüber betont, daß es sich nicht um einzelne im ganzen Schreiben hier und dort zerstreute Stellen handelt, sondern nur um den kurzen Schluß, um wenige Verse, so ist das wohl richtig, aber es trägt nichts zur Beurteilung der Richtigkeit oder Verkehrtheit der Methode bei. Erst dann, wenn sich aus dem ganzen übrigen Sachverhalt unwiderleglich die Annahme ergibt, daß Hebr. kein wirklicher Brief sei, mag man versuchen, zu erklären, wie jene letzten Verse hinzugekommen sind, — ebenso wie erst dann, wenn sich sein Briefcharakter aus Form und Inhalt unausweichbar aufdrängte, die Frage, wie das Fehlen des Eingangs zu erklären ist, berechtigt wird. Wäre WR. seiner am Eingang befolgten Methode treu geblieben, dann wäre er nicht zu der Hypothese einer paulinischen Pseudonymität gekommen.

Noch unhaltbarer ist WR.s Versuch, aus dem ganzen Briefe jede persönliche Beziehung des Verfassers zu seinen Lesern herauszubringen und dabei doch die unstreitig vorhandenen Wendungen *ad hominem*, die Anreden und Ermahnungen verständlich zu machen. Er soll nur an ein „ideales“ Publikum gedacht, keinen wirklichen aus persönlichen Bekannten bestehenden Leserkreis vor sich gehabt, ja sich von denen, die sein Werk lesen würden, überhaupt keine klare Vorstellung gemacht haben. Es ist m. E. WR. nicht gelungen, die Abschnitte 5<sup>11</sup>—6<sup>12</sup>; 10<sup>32</sup>—<sup>34</sup>; 12<sup>4</sup> ff. nur als Redeformen, als rhetorische Floskeln begreiflich zu machen. Selbst wenn nicht schon der Wortlaut dazu nötigte, eine persönliche Bekanntschaft des Verfassers mit den Angeredeten anzunehmen, — was für ein Bild müßten wir uns von ihm nach WR.s Zeichnung machen: ein Mann, der über eine ihn bewegende religiöse Frage etwas schreiben will und ganz zum Schlusse, als er mit seinem Werkchen fertig ist, auf den Gedanken kommt, ihm den Anschein eines paulinischen Briefes zu geben, dennoch aber schon bei der Ausarbeitung seiner Gedanken an irgend ein Publikum denkt, das seine Werke lesen wird, und nun allerlei rhetorische Kunstgriffe anwendet, um dessen Aufmerksamkeit wach zu erhalten.

Ist nun aber Hebr. nicht ein wirklicher an eine einzelne Gemeinde gerichteter Brief und lassen sich andererseits doch die persönlichen Beziehungen des Verfassers zu den von ihm Angeredeten nicht leugnen, so liegt die Vermutung, daß es sich um eine niedergeschriebene und nachträglich versendete Rede handelt, sehr nahe. Bei dieser Annahme lösen sich wenigstens die Rätsel, die seine uns vorliegende Gestalt aufgeben, am leichtesten und am befriedigendsten. Will man ihn als einen fingierten Brief auffassen, dann bleibt es unverständlich, warum der Verfasser nicht nachträglich auch dem Eingang die Briefform gegeben hat, zumal, wenn er, wie WR. meint, sein Werk als ein paulinisches hinstellen wollte. Hat er dagegen eine niedergeschriebene Rede aus irgendwelchen Gründen einer andern Gemeinde oder

einem andern Kreise von Christen zugänglich machen wollen, dann war es wohl verständlich, wenn er sich damit begnügte, ihr ganz zum Schluß einige kurze Worte des Grußes anzufügen.

Sowohl DIBELIUS wie PERDELWITZ haben sich dieser Ansicht, die ich WR. gegenüber a. a. Orte vertreten hatte, angeschlossen und zum Teil die von mir angeführten Gründe anerkannt, zum Teil auch durch eigene Beobachtungen unterstützt. Denn es wird zuzugeben sein, daß die Vermutung des Redecharakters von Hebr. auf schwachen Füßen stände, wenn sie sich nur auf die vorliegende Gestalt des Anfangs und des Schlusses stützen und nicht auch noch durch andere Argumente befestigt werden könnte.

1. Bemerkenswert ist der Wechsel zwischen dem „wir“ und „ihr“ (3<sup>12</sup> ff.; 6<sup>9—12</sup>; 10<sup>24—29</sup> u. a.)<sup>1</sup>. Er kann natürlich auch in einem Briefe vorkommen, aber er ist für den Redner natürlicher, als für den Schreiber. — 2. Es ist auffällig, daß der Verfasser selbst seine Tätigkeit als ein „Reden“ bezeichnet und zwar nicht bloß in der allgemeinen Art und Weise, in der auch ein Schriftsteller den Gegenstand bezeichnet, von dem er „rede“, — so könnte man Stellen, wie 2<sup>5</sup> *περὶ ἧς λαλοῦμεν*, 4<sup>13</sup> *πρὸς ὃν ἡμῖν ὁ λόγος*, 6<sup>9</sup> *εἰ καὶ οὕτως λαλοῦμεν* u. a. auffassen, — sondern auch in Wendungen, bei denen es für den Schreibenden unnatürlich wäre, sich ein „Reden“ zuzuschreiben: 5<sup>11</sup> *περὶ οὗ πολλὸς ἡμῖν ὁ λόγος καὶ δυσερμηνευτὸς λέγειν, ἕπει νωθροὶ γεγονάτε ταῖς ἀκοαῖς*, 11<sup>32</sup> *ἐπιλείψει με γὰρ διηγούμενον ὁ χρόνος* u. a. Mit Recht sagt PERDELWITZ „man frage, ob bei unbefangener Auslegung alle diese Ausdrücke sich nicht viel leichter und einfacher mit der Annahme vereinen lassen, der Hebr. sei ein rhetorisches Erzeugnis, als mit der entgegengesetzten Auffassung, die an dem Briefcharakter festhält“ (S. 63). — 3. DIBELIUS hat besonders auf den kunstvollen Aufbau, auf die Abwechslung zwischen theoretischer Erörterung und Paränese hingewiesen. Wir

<sup>1</sup> Wenn in dem Aufsätze PERDELWITZ' daraus ein Wechsel von „wir“ und „ich“ geworden ist, so beruht das offenbar nur auf einem Druckfehler.

finden sie so in der Tat bei keinem neutestamentlichen Briefe, wenigstens bei keinem der paulinischen, die doch allein wirkliche Briefe darstellen. D. weist nach, daß die Mahnreden nicht störende Einschübe sind, die den Zusammenhang störend zerreißen, sondern sich an solchen Stellen einfügen, wo eine kurze Abschweifung nicht störend empfunden werden kann (S. 6 ff.) Er folgert daraus, daß sie Pausen schaffen sollen. Der Verfasser rechnet mit der natürlichen Ermüdung. Eine solche Rücksichtnahme liegt dem Schriftsteller fern, „bei einem Briefe oder Buche wird es niemandem einfallen, durch passend eingefügte Zwischenstücke künstliche Unterbrechungen und Pausen zu schaffen, durch die der schwierige Stoff verteilt und die Fassungskraft des Lesers geschont wird“ (S. 7 f.). Ganz anders ist es natürlich bei einem Redner. Was beim Schriftsteller als Schwäche oder Fehler empfunden werden muß, wenn er nicht in einem Wurf seinen Gegenstand entwickelt, ist beim Redner eine Tugend und ein klug angewandtes Mittel, seine Hörer zu dem von ihm gewollten Ziele zu führen. — Daß D. mit seiner weiteren Beobachtung, daß es ein besonderes rednerisches Mittel sei, seinen Worten einen wirksamen Schluß zu geben, und daß so auch der Hebr. seine ermahnen- den Partien mit einem eindrucksvollen Bilde schließe, recht hat, muß bezweifelt werden (S. 8 ff.). An sich spräche nichts dagegen, daß auch ein Schriftsteller — man denke etwa an Leitartikel der politischen Presse — seine Erörterung mit einem möglichst wuchtigen Schlage endet.

4. Wertvoll und überzeugend erscheinen mir auch noch einige Einzelheiten, auf die PERDELWITZ (S. 64 ff.) hingewiesen hat: Die Bezeichnung der Schrift als *λόγος παρακλήσεως* erinnert an die Ausdrücke in Act. 13<sup>15</sup> und 15<sup>32</sup>, wo darunter sicher Reden zu verstehen sind; die Stelle 13<sup>19</sup> will auch P. nicht auf eine Gefangenschaft des Verfassers deuten, sondern er findet ähnlich, wie ich es schon getan habe (126 f.), hierin den Wunsch eines Redenden, der in die Gemeinde, zu der er redet, bald wieder zurückkehren möchte. Es bleibt sonst unverständlich, warum er in seiner ganzen Schrift auch

nicht ein einziges Mal — die Lesart der Rec. in 10<sup>34</sup> ist sicher falsch — auf seine augenblickliche Lage zu sprechen kommt; — 6<sup>3</sup> heißt es *καὶ τοῦτο ποιήσομεν, ἕάνπερ ἐπιτρέπη ὁ θεός*. Auch diese Worte klingen nach P. natürlicher aus dem Munde eines Redners, der seine Zuhörer auf sein Wiederkommen vertröstet.

An den sonstigen Ausführungen P.s habe ich nur gegen zwei Punkte Widerspruch zu erheben: a) Er weist m. E. überzeugend nach, daß die Schlußverse 13<sup>22—25</sup> zu der ganzen vorhergehenden Abhandlung nicht recht passen. Besonders auffällig ist der Unterschied der Unsicherheit in V. 19 von der ganz entschiedenen und bestimmten Ankündigung seines Besuches in V. 23. Nur will mir die Folgerung, die P. zieht, daß die angeführten Verse nicht von demselben Verfasser stammen könnten, wie die ganze Schrift, nicht zwingend erscheinen. Man wird nur sagen dürfen, daß sie nicht mehr zur Abhandlung selbst gehören und eine ganz andere Situation voraussetzen. Vermutlich hat auch P. nichts anderes sagen wollen. Ob der Autor dieser Verse derselbe ist, wie der der ganzen Schrift — was mir am wahrscheinlichsten ist — oder ob ein anderer die Versendung vorgenommen und jene Begleitworte hinzugefügt hat, darauf kommt schließlich nicht mehr so viel an. b) P. betont es mehrere Male, daß er sich als Verfasser des Hebr. einen *διδάσκαλος* = einen christlichen Wanderredner denkt, der von Ort zu Ort, von Gemeinde zu Gemeinde zog und in einer ihm vielleicht besonders ans Herz gewachsenen Gemeinde diese Rede gehalten hat. Aber die *διδάσκαλοι* waren wohl in der Regel nicht „Wanderredner“, sondern die in der Gemeinde mit dem Charisma des Lehrens Ausgestatteten; die Umherziehenden waren die *ἀπόστολοι*, die *προφήται* und die *εὐαγγελισταί*. Der Nachweis würde an dieser Stelle zu weit führen.

Freilich ist mit dem allen noch kein zwingender Beweis für den Redecharakter des Hebr. gegeben und es bleiben noch mancherlei Bedenken und Fragen. Aber es ist mir dennoch nicht ganz verständlich, warum B. WEISS darin ein Erbstück

der alten dogmatischen Exegese sehen will, daß sich gerade beim Hebr. die Ansicht, er sei ursprünglich nicht als Brief gemeint, so festgesetzt habe. Offenbar steht ihm nur die Alternative: entweder Brief oder Abhandlung vor Augen. Finden sich im Hebr. persönliche Beziehungen, ist er nur aus einer ganz bestimmten Situation und konkreten Zeitlage heraus zu verstehen und läßt sich überall eine praktische Abzweckung nachweisen, dann kann er — so meint W. — nur ein Brief sein. Ist er das nicht, dann bleibt für W. nur die Annahme einer theoretischen Abhandlung, die durch abstrakte Betrachtungen und Erwägungen falsche Ueberzeugungen berichtigen und vor sittlichen Verfehlungen bewahren will. Ich kann diese Alternative nicht als richtig anerkennen, glaube vielmehr, daß gerade die eingehenden und scharfsinnigen Untersuchungen W.s sich<sup>1</sup> mit unserer Hypothese nicht nur vertragen, sondern sie zu stützen imstande sind. W. unternimmt es, in 10 Abschnitten (der Briefeingang 1<sup>1</sup>—2<sup>4</sup>; das Aergeris des Kreuzes 2<sup>5</sup>—18; das Warnungsbeispiel der Wüstengeneration 3<sup>1</sup>—5<sup>10</sup>; der gefahrdrohende Zustand der Leser 5<sup>11</sup>—6<sup>20</sup>; die Aenderung des levitischen Priestertums 7<sup>1</sup>—8<sup>5</sup>; die Abschaffung des Opferkultus 8<sup>6</sup>—10<sup>18</sup>; die Zeitlage des Hebräerbriefs 10<sup>19</sup>—12<sup>11</sup>; die Gemeinde und ihre gefährdeten Glieder 12<sup>12</sup>—13<sup>6</sup>; die Tendenz des Hebräerbriefes 13<sup>7</sup>—17; der briefliche Schluß 13<sup>18</sup>—25) durch eine „freiere Analyse“ zu erweisen, daß unsere Schrift — im allgemeinen — eine ganz bestimmte geschichtliche Situation voraussetzt und — im besonderen — an das palästinensische Judenchristentum etwa kurz vor Ausbruch des jüdischen Krieges (S. 63) gerichtet worden sei. Obwohl es mir nicht einleuchtet, warum W. mit so großer Sicherheit behauptet, daß der Brief nicht an bekehrte Diasporajuden gerichtet sein könnte, da diese wohl früher den Tempelkult in Jerusalem ab und zu einmal mitgemacht, aber an demselben doch keinerlei praktisches Interesse gehabt hätten (S. 108), so hat doch seine Vermutung mancherlei für sich. „Gerade in dieser Zeit begreift sich, wie in der gesamten national-jüdischen Bevölkerung, zu der ja auch die

Messiasgläubigen gehörten, noch einmal die Begeisterung auf-  
flamnte für die Heiligtümer Israels, für die jetzt der letzte  
Kampf gestritten werden sollte. Andererseits begreift sich,  
wie der Haß der Bevölkerung gegen die Abtrünnigen in ihrer  
Mitte, die diesen Kampf nicht mitmachen wollten, sich in  
einer Weise steigerte, die das Schlimmste befürchten ließ.  
In diesem kritischen Augenblick war es begreiflich genug, daß  
die Frage entstand, ob man sich nicht mit seinen Volksgen-  
ossen aussöhnen sollte, indem man den Messiasglauben auf-  
gab, der schon so lange die Hoffnung auf die Wiederkehr  
des Messias enttäuscht hatte“ (S. 63). Aber es lassen sich  
doch auch noch andre passende Situationen genug denken,  
in denen junge Christengemeinden in innere Nöte und Zweifel  
gerieten und die Gefahr eines Rückfalls nahe lag. Es ist  
auch nicht einzusehen, warum nicht auch außerpalästinensische  
Judenchristen von der Frage, ob nicht der alte Tempelkult,  
dem sie durch ihren Glauben an Jesus als den Messias —  
wenn nicht praktisch, so doch theoretisch — den Abschied  
gegeben hatten, trotz allem das von Gott für alle Zeiten ge-  
ordnete Mittel, mit ihm in Verbindung zu treten, sei, aufs  
heftigste bewegt werden konnten? Und der Meinung, daß  
Hebr. überhaupt an Judenchristen gerichtet sei, werden immer  
andre Beobachtungen gegenüberstehen, die es näher zu legen  
scheinen, als seine Leser Heidenchristen anzunehmen. Ich  
denke an Stellen, wie 6<sub>1</sub> u. a. Aber ist das nicht auch eine  
etwas „dogmatische“ Methode, wenn wir eine solche Schrift  
durchaus in eine Zeit unterbringen wollen, deren allgemeine  
geschichtliche Situation uns so genügend bekannt ist, daß wir  
ihre Anzeichen in dem Buche wiederfinden können? Grade  
je mehr wir mit dem Gedanken Ernst machen, daß uns im N. T.  
nicht „inspirierte“ Schriften vorliegen, deren Verfasser — sei es  
unbewußt unter der Leitung des hl. Geistes, sei es mit eignem  
bewußtem Willen — kleine Lehrbücher zur Kodifizierung der  
christlichen Wahrheit und zum Gebrauche für die Christenheit  
aller Zeiten verfaßt hätten, — je mehr wir uns daran gewöhnen,  
sie in ihrer überwiegenden Mehrzahl als „Gelegenheitsschriften“

anzusehen, desto mehr müssen wir auch bereit sein, zuzugeben, daß es unbegrenzte Möglichkeiten gibt, die sie veranlaßt haben, daß Verhältnisse der Einzelgemeinde oder eines Kreises von Gemeinden, Zustände und Vorkommnisse, die sich unsrer Kenntnis völlig entziehen, den Anstoß gegeben haben können. Wer sich für eine bestimmte Zeit oder Veranlassung entscheiden zu können meint, wird nicht vergessen dürfen, daß wir über Wahrscheinlichkeiten oder Vermutungen nicht hinaus kommen. Schließlich könnte man sagen, daß die Frage: ist Hebr. an Juden- oder Heidenchristen gerichtet? — für uns eigentlich noch viel nebensächlicher ist, als die nach ihrem literarischen Charakter, oder auch, daß sie überhaupt nicht richtig gestellt ist. Grade daß die Forscher sich nicht einigen können, daß beide Antworten immer wieder mit einem gewissen Rechte vertreten und verteidigt werden, legt es uns nahe, nach dem Grunde zu fragen, warum es gerade bei dieser Schrift so schwer ist, zu einer Klarheit über die Empfänger zu kommen. GEORG HOLLMANN wird wohl das Richtige getroffen haben, wenn er (die Schriften des Neuen Testaments, hrsg. von Joh. Weiß, II. Band S. 199) — und so auch PERDELWITZ a. a. O. S. 122 mit ganz ähnlichen Worten — sagt: „Am besten wird man sagen können, daß der Verfasser auf die nationale Herkunft seiner Leser keine Rücksicht nimmt.“ Dann wird man aber kaum dem Schlusse entgehen können, daß ihn und die Gemeinde, an die er schrieb oder zu der er sprach, dieser Gegensatz zwischen Juden- und Heidenchristentum überhaupt nicht in dem Maße bewegte und beschäftigte, daß seine Worte nur aus ihm zu erklären wären oder daß sie nur an einen Teil gerichtet sein könnten.

Das Wertvollste an der Untersuchung W.s scheint mir der Nachweis zu sein, daß uns im Hebr. nicht eine theoretische lehrhafte Erörterung oder eine an ein unbestimmtes Publikum gerichtete Abhandlung vorliegt, sondern daß der Verfasser sich an eine Gemeinde oder an einen Kreis von Christen mit ganz besondern Nöten, aus denen er helfen, mit ganz besondern Gefahren, vor denen er warnen, mit ganz besondern